

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 31 (1927-1928)
Heft: 23

Artikel: In der Gosse
Autor: Chappuis, Edgar
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-669962>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 16.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

In der Gasse.

Von Edgar Chappuis.

In der winkeligen, alten Gasse des großen Hafenviertels, in dem die armen Leute wohnten, schllichen die Schatten der Dämmerung mit naßkalten Händen tastend den schmutzigen Häuserfronten entlang.

Die wenigen Gaslaternen waren noch nicht angezündet, und die Fußgänger mußten sich ihren Weg durch das ungemütliche Düster tappen und acht geben, auf dem holperigen, von den Regengüssen der letzten Tage schlüpferig gewordenen Pflaster nicht auszugleiten.

Durch die Mitte der Fleischergasse, die schon zu dieser Abendstunde ziemlich herüchtigt war, zog sich eine tiefe Versenkung, eine Art ungleichmäßiger Gasse hin, in welche die Bewohner der umliegenden Häuser ihre Abfälle und alles mögliche übelriechende Zeug zu werfen pflegten. Dort blieb es auch liegen, bis ein Wölfchenbruch in der Gasse ein Bächlein bildete, das sich des Unrates annahm und ihn mit sich forttrug.

Diese Gasse nun bildete für den hochaufgeschossenen dreizehnjährigen Straßenjungen Fritz Golm so eigentlich Spielplatz und Aufenthaltsort. Hatte er nicht Schule oder war er nicht gezwungen, seinem Vater, der Lumpensammler war, bei der Arbeit zu helfen, indem er den zweiräderigen Karren hinter sich nachzog und auf Lumpenfang ausging, so beschäftigte ihn diese interessante Gasse ungemein, fand er doch in ihr häufig mancherlei Rostbarkeiten, wie Hosenknöpfe, Schnurenden, und andere Dinge, mit denen etwas anzufangen war. Aber manchmal diente ihm der Rinnstein sozusagen als Futtertrog. Der arme, eigentlich immer hungrige Bursche, der zu Hause zu wenig zu essen bekam, hatte schon mehr als einmal Bananenreste, Brotsstücke und anderes Eßbare aus Dreck und Unrat hervorgekraut und gierig verschlungen.

So kauerte er denn auch jetzt wieder über einen Haufen Unrat, in dessen Inhalt er sich vertieft hatte. Rings um ihn zeigte sich kein Mensch. Aus Arbeitsstätten und Fabriken waren die Arbeiter heimgekehrt und saßen nun zu Hause bei der Abendmahlzeit. Er konnte heim, wann es ihm beliebte, was manchmal gar nicht der Fall war, denn dort wartete seiner bloß Gekeif und Lärmen und Weinen der jüngern Geschwister. Hier hingegen fühlte er sich gleichsam

als Herr und Meister, dessen Posten ihm nur ab und zu durch einen giftigen, schmutzstarrenden Röter streitig gemacht wurde, der sich ebenso wie er, um Verschlingbares interessierte. Heute jedoch schien die Luft rein. Die wenigen Laternen warfen ihr fahles, gelbliches Licht wie ölige Flecken auf das schimmernde Pflaster, ab und zu drang aus einem der hohen dunkeln Häuser ein Scheltwort oder rohes Gelächter, durch welches sich Fritz Golm in seiner Arbeit nicht stören ließ, denn der Hunger peinigte ihn heute besonders stark, da er seit dem frühen Morgen nichts mehr zwischen die Zähne bekommen hatte.

In langen Strähnen hing dem Burschen das dunkle Haar über die niedere, blaße Stirn. Die magern, langen Arme sahen weit, aus viel zu kurzen Ärmeln hervor. Die ganze Gestalt glich mehr einer schlotterigen Vogelscheuche, als einem jungen Menschenkind.

Gierig stocherte Fritz Golm in dem eßlichen Haufen herum. Und richtig! Auch jetzt fand er einen Bananenrest, ja sogar ein winziges Stück Schokolade, das aus einem zerrissenen Staniolsetzchen herausschaute. Um Nu war beides in seinem hungerigen Munde verschwunden.

Leise begann es wieder zu regnen. Golm drang die Nässe durch sein fadenscheiniges Röcklein. Mißmutig erhob er sich. Es war heute nichts mehr zu machen. Mit langsamem, schlendernden Bewegungen seiner Gliedmassen schritt er des Weges und bog in einen pechfinstern Torbogen ein, um über sechs knarrende abgetretene Holzstiegen seine hochgelegene kleine Dachkammer zu erreichen, wo er sich, kaum die Kleider vom Leibe gerissen, zwischen seinen zwei Brüdern aufs harte Lager warf, um hungerig und traurig bis zum nächsten Morgen zu schlafen.

*

Heute hatte die Fleischergasse einen großen Tag. Leute von auswärts zogen ein. Schon am Vormittag stand ein mit ärmlichen Möbeln hochgetürmter Wagen vor einem der größten Häuser und nahm die ganze Breite der Gasse ein. Das Pferd, welches an einem Bündel Heu knabberte, stand mit den Füßen direkt in der Gasse, was ihm recht unbequem zu sein schien.

denn es wandte sich bald nach rechts, bald nach links. Zwei Männer beeilten sich, ihre Habseligkeiten ins Haus zu tragen, denn schon hatte ein vorbeikommender Schuhmann über die unliebsame Verkehrsstörung aufgelehrt, als könne von einem sogenannten Verkehr in der Fleischergasse die Rede sein!

fast nichts verdient, und so mußten sie alle noch mehr als gewohnt hungern. Als er die fette, gutgenährte Katze des Tischlermeisters Fröhlich vorbeistolzieren sah, wollte ihn eine Wut packen, daß dieses Tier es besser hatte, als er.

„Warte nur,“ zischte er vor sich hin. „Wenn du erst feister bist, daß du kaum mehr gehen



Max Buri: Der Politiker.

Als Fritz Gollm zu Mittag, von der Schule kommend, am Wagen vorbeikam, freute er sich des ungewohnten Anblicks. Das würde gewiß wieder irgend einen Fund für ihn bedeuten. Schon jetzt lag ein Haufen Stroh und Papier hinter dem Wagen. Wie leicht konnte sich darin irgend eine Kostbarkeit finden. — Bald ratterte der nun leere Wagen davon. Fritz eilte hinaus und gab sich seiner Arbeit hin. Staub wirbelte um ihn, Gestank drang ihm in die Nase. Schmutzige Lumpen wurden von ihm sorgsam beiseite gelegt, da er sie dem Vater fürs „Geschäft“ geben wollte. Der Fang war gering, die Stimmung wurde gedrückt. Außer einigen rostigen zerkrümmlten Nügeln und einem alten, gebrochenen Schlüssel fand sich nichts Brauchbares vor. Fritz wurde traurig. Er verspürte großen Hunger. Vater hatte die vorige Woche

kannst, schlag ich dich mit einem Knüppel tot und dann haben wir Fleisch für die ganze Familie.“

Aber es war nicht mehr Zeit, seinen Rachedenken nach zu hängen. Fritz mußte zur Schule.

Wieder lag die Fleischergasse still und müde in der heißen, schwülen, übelriechenden Luft eines schönen Sommertages, dessen sonnendurchflutetes Himmelblau kaum durch die hohen Häuserreihen zu dringen vermochte. Das Licht schien diese Stätte des Elends zu meiden und war wohl nur für die schönen Stadtgegenden mit weiten Plätzen und breiten, sauberen Straßen bestimmt, sagte sich Fritz, der ingrimig, die magern Fäuste in die Hosentaschen vergraben, seinen Schulweg dahintrabte.

Sonntag, Feiertag, Ruhetag. — Die armen Menschen in der Fleischergasse wußten nicht recht, was mit ihm anfangen. Wohl mußten sie heute nicht an die Arbeit. Aber statt dessen hinaus an die frische Luft zu gehen, einen weiten, wohlstenden Spaziergang in die Umgebung zu machen, zogen sie es vor, herum zu sitzen und zu liegen, über das Leben zu schimpfen, oder, was besonders die Männer betraf, stundenlang in einer verräucherten niedrigen Wirtschaftsstube zu sitzen, und den sauer und mühsam erarbeiteten Wochenlohn zu vertrinken, währenddessen ihre Weiber daheim unter den Haustüren standen und mit den Nachbarinnen schwätzten, oder mit den Kindern herumschalten.

Fritz balgte sich mit andern Knaben seines Alters auf der Gasse. Was hätte er auch anderes tun sollen? Zum Saufen war er noch zu jung, hatte der Vater gesagt. Langsam und öde verstrichen die Stunden. Auf allen lastete der Alltag mit seiner Not und Plage. Sie hatten nicht mehr die Kraft, sich auf Stunden aufzuraffen, sich ihres Lebens etwas zu freuen und als Menschen zu fühlen. Nein, sie versanken vielmehr in ihrem Elend, das sie von Woche zu Woche schwerer empfanden.

Endlich senkte sich der Abend über die große Stadt, in der sich Tausende vergnügten, in den Strudel der Lust warfen und nicht bedachten, daß um sie her Not und Elend herrschten.

Ein heftiger Gewitterregen hatte die Fleischergasse von ihrem üblichen Morasten rein gespült und sogar die Gasse lag sauber da.

Die Sonne war untergegangen, am Himmel begannen die ersten Sterne wie unscheinbare Lichtfunken aufzuleuchten. Schwarze Wolkenfetzen jagten sich, und hin und wieder schaute der Mond wie grinsend aus einem blauen Loch in die schmale, traurige Gasse hernieder.

Fritz, der heute ausnahmsweise ein ordentliches Abendbrot verzehrt hatte, war guter Dinge und schlenderte durch sein Revier. Zu Hause möchte er nicht sein. Dort herrschte doch nur Streit. Auf der Gasse war es immer noch lustiger, und wer wußte, ob die Katze nun nicht fett genug war? Das gäbe einen Hauptspaz, ha, ha! —

Gesättigt und für Augenblicke mit dem Dasein zufrieden, schlenderte der Junge auf und ab, immer bis zu einem gewissen Punkte, wo die Gasse in eine breitere Straße einbog, die aber seinem Empfinden nach bei weitem nicht

so unterhaltsam war, gab es doch dort keine Gasse, in der man Entdeckungen machen konnte. Ja, sie war im Gegenteil ganz glatt mit langweiligem schimmerndem Asphalt belegt, auf dem die Wagen nicht einmal so lustig ratterten wie in seiner Gasse, die ihm ja längst zur zweiten Heimat geworden war.

Wieder einmal hatte Fritz Gollm die breite Straße erreicht und wanderte zurück. Da sah er einige Schritte vor sich eine dunkle unförmige Masse mitten auf der Gasse liegen. Was war das? Interessiert schlich er sich näher. Behutsam tastete er sich vorwärts, denn man konnte ja nicht wissen, ob Gefahr drohe. Da lag nun breit, träge und schnarchend ein gutgekleideter Mann, der wohl betrunken, ausgeschlitten und hier liegen geblieben war. Bedächtig schaute sich der Bube den schaufenden, unbehilflichen Menschen an. Den Mann hatte es, ha, ha! Zu viel getrunken, besoffen wie ein Vieh, ha, ha. — Geschah ihm ganz recht, nur liegen bleiben und sich tüchtig ausschlafen. Die Nacht war ja warm. Aber was glitzerte da an seiner rechten Seite auf, vom Lichte der nahen Laterne beschienen? — Gollm bückte sich. — Geld, meiner Treu! Sogar pures, echtes Gold. — Oh! — Beim Ausgleiten war dem Manne der Geldbeutel aus der Tasche geglitten und hatte sich geöffnet, und nun lagen einige wirkliche Goldstücke auf dem Pflaster. — Wie das glitzerte und leuchtete, wie das verlockte, dieses schöne, runde Stück, dieses Gold, mit dem man so viel kaufen konnte, um nachher keinen Hunger mehr zu verspüren. Der Fritzens Fingerspitzen kribbelte es, als hätten ihn elektrische Funken gepackt. Er begann zu zittern, seine Augen blickten starr nach dem Gelde und eine innere Stimme raunte ihm zu: „Rimm doch, es sieht's ja niemand. Der Mann ist betrunken. Er ist reich. Du kannst es brauchen. Rimm doch, du Narr, greif zu! —“

Verstohlen schaute sich Fritz Gollm nach allen Seiten um. Kein Mensch war zu sehen. Die Straße war wie ausgestorben. Auf Sekunden stach grell und gelb das Mondlicht durch einen dunklen Wolkenfetzen und beleuchtete hell das Gesicht des Schlafenden und das runde Goldstück, das immer noch neben dem offenen Geldbeutel lag.

Fritz zuckte zusammen. Der Kopf brannte ihm, die Hände zitterten ihm wie im Fieber. Blitzartig rechnete er aus, was er sich alles mit diesem einzigen Goldstücke kaufen könnte, wenn

es sein wäre. Wieder raunte die Stimme: „Mach schnell, du Tölpel, beeile dich. Jeden Augenblick kann der Mann erwachen, jeden Moment kann eine Patrouille von Schutzleuten vorbeikommen. Dann ist es zu spät.“ Und eine andere Stimme, diese aber viel leiser und wie schüchtern, rief: „Das wäre Diebstahl. Bist du ein Dieb, Fritz Colm?“

So stand der Junge lange zaudernd, bebend, unsicher vor dem daliegenden Manne, der ruhig weiterschnarchte. Von einer nahen Turmuhr schlug es zehn Uhr. Er mußte nach Hause, wenn er vom Vater nicht Prügel wollte.

Nochmals hüllte sich Fritz zum betrunknen Menschen hinab. Seine Kleider waren fein und gepflegt. Der ganze Mann schien reich. Über dem dicken Bauche baumelte eine goldene Uhrkette. „Greif zu, hop!“ klang es in ihm. Ein Blick nach links und rechts, ein schneller Griff . . . schon umklampften seine schweißnassen Finger den prallen Geldbeutel und in wenigen gewaltigen Säzen war Fritz im dunkeln Torbogen des Hauses verschwunden und schllich sich nun auf den Socken zu seiner Kammer hinauf, wo er den Raub unter dem Kissen barg, auf dem er noch lange bange Stunden keine Ruhe finden konnte, so aufgeregzt war er.

*

Am folgenden Morgen war Fritz in der Schule nicht bei der Sache. Der fremde Geldbeutel in der Hosentasche brannte ihn wie Feuer, und immer wieder griff er verstohlen nach ihm, um sich zu vergewissern, ob er ihn wirklich noch habe. Auf alle Fragen des Lehrers gab er nur zerstreute Antwort und wurde jedesmal rot, wenn man ihn befragte. Es schien ihm, als merkten ihm alle an, was er getan, als könne er nicht mehr frisch und frank in die Welt blicken, wie ehedem. Aber war es nicht herrlich, soviel Geld zu besitzen? Könnte er sich nun nicht alles kaufen, was er sich wünschte. Im Beutel hatten sich mehrere Goldstücke befunden und auch Silbergeld die Menge, ein ganzer, mächtiger Reichtum, für einen armen Jungen wie er. Gleichwohl fühlte er sich heute gar nicht so froh, wie er es sich vorher ausgemalt hatte. Immer wieder sah er das gedunsene, aber gutmütige Gesicht des betrunknen Menschen vor sich, der unbeholfen und zutraulich wie ein Kind dagelegen war, vom Rausche übermannt, schnarchend, schnaubend, verächtlich und doch erhabungswürdig.

Als die Rechenstunde kam, gab Fritz völlig falsche Antworten und ergrimmte den ihm sonst wohlgesinnten Lehrer derart, daß er ihm eine Strafaufgabe verschrieb. Immer und immer mußte Fritz an das viele Geld denken, an das, was er sich nach der Schule kaufen wollte, und dazwischen stieg auch Furcht in ihm auf, Furcht, entdeckt und gefaszt zu werden und Gewissensqual, weil er wohl wußte und fühlte, daß er Unrecht getan.

Die Religionsstunde kam. Der alte Herr Pfarrer, der schon oft bei Fritzens Eltern gewesen, und den der Knabe gerne mochte, nahm mit ihnen die Geschichte des harmherzigen Samariters durch. Ein jeder der Knaben mußte einen Vers lesen, und als die Reihe an Fritz kam, las er stockend und mit unsicherer Stimme:

„Und er fiel unter die Übeltäter.“

Der Pfarrer legte ihnen nun dieses Gleichnis aus, redete davon, daß es auch heute solche Menschen gebe, welche die Hilflosen ausnützen, ja berauben, und zeigte ihnen, wie der Samariter den einzigen richtigen Weg durch Nächstenliebe eingeschlagen habe. Fritz stand ganz still. Sein Kopf war wie mit Blut übergossen, seine Pulse hämmerten. Nun würde es kommen, nun würde man auch ihn erkennen. Doch die Stunde ging vorüber und es war nichts geschehen. Die Buben tollten wie immer aus dem Schulhaus auf die Straße und Fritz mit ihnen. Es war überstanden. Er war wieder ruhig. Niemand hatte ihn ja gesehen. Niemand wußte davon. Der Mann, den er beraubt, war schwer betrunken gewesen. Warum sich da albern fürchten? Er begann Hunger zu verspüren. Zu Hause bekam er doch wieder bloß dünne Suppe und einige unschmackhafte Kartoffeln. Da breitete das Schaufenster einer Delikatessenhandlung ihre Herrlichkeiten verlockend aus, feinen Käse, Wurstwaren aller Art, eine ganze Riesenmahlzeit, für den, der Geld besaß. Seine Tasche war schwer, aber jetzt brannte sie ihn nicht, denn die Versuchung war zu allmächtig. Sich seiner Handlungsweise kaum bewußt, betrat er den Laden und zeigte mit stummer Gebärde auf eine lange, runde Wurst und ein großes Stück Käse.

„Vier Franken!“

Fritz erschrak. Soviel Geld. Eine solche Summe hatte er ja noch nie ausgegeben. Mit ungelassenen Fingern klaubte er ein Geldstück aus dem Beutel und reichte es der verwundert dreinblickenden freundlichen Verkäuferin hin.

„Hast du aber viel Geld, Bube!“ meinte sie etwas misstrauisch.

„O ja, es geht. Ich mache Besorgungen für eine reiche Familie, die in der großen Villa am Schwanenteich wohnt.“

„So, so! Dann wird's schon recht sein. Trag' nur Sorge, daß du nichts verlierst.“

Kopfschüttelnd sah die Angestellte ihm nach. Dass man doch so unvorsichtig sein kann! —

Fritz trottete mit seinem Käufe nach einem nahen Stadtgarten und begann sofort Käse und Wurst zu verzehren. Aber es schmeckte ihm gar nicht so recht. Seltsam. Er hatte sich die Eßwaren viel besser gedacht! Die Wurst brannte ihn und der Käse war auch zu scharf. Hatte er etwa zu wenig Hunger? Aber gewiß! — Dass er nun noch dreist hatte lügen müssen, fiel es ihm auf einmal ein. Und die Augen, welche das Fräulein gemacht hatte! Ganz, als ob sie wußte, woher er das viele Geld habe. — Sonderbar, dass er heute gar nicht mehr aus der Angst kam, gerade heute, wo er soviel Geld besaß, wie nie zuvor, und vielleicht nie mehr in seinem späteren Leben. Das Essen war doch herrlich. Solche Wurst und ein feiner Käse, wie dieser, waren sicher Leckereien, die sich nur Reiche gönnen. Dennoch war Fritz nicht froh. Jetzt verspürte er unbändigen Durst. Wasser gab es hier im nahen Brunnen. Warum aber Wasser, wenn er doch Bier haben konnte, wie sein Vater? — Also Bier! — Dort war eine Wirtschaft. Er setzte sich auf einen Stuhl in der Nähe der Türe und bestellte ein Bier.

„Hell oder dunkel?“

„Natürlich hell! Das war wohl feiner. Es schmeckte fad und bitter, löschte aber den Durst. Doch Kopf und Beine wurden schwer. Sogar das Biertrinken schien nicht so lustig, wie er es sich vorgestellt hatte. Er konnte den Vater gar nicht verstehen, dass er so viel im Wirtshaus saß. Bald ging er fort. Diesmal war er jedoch klüger gewesen und hatte mit Kleingeld bezahlt.

Diesen Nachmittag hatte Fritz ausnahmsweise frei, da eine Lehrerkonferenz stattfand. Nach Hause mochte er nicht. So spazierte er durch die Stadt, besah sich die Schaufenster und machte große Zukunftspläne. War er aber mitten in einer großen Phantasie, die er sich so recht prächtig ausmalte, wurde er wieder kleinslaut und verstimmt. Und wenn der Diebstahl entdeckt, wenn er gar eingesperrt wurde und ins Gefängnis kam? — —

Ein jeder Schuhmann, der ihm begegnete, verursachte ihm Herzklagen. Der Nachmittag verging mit Pläneschmieden und Bangigkeit merkwürdig langsam. Erst als es dunkelte, schlich er sich nach Hause.

Die Fleischergasse lag düster und traurig da. Die Gosse war wieder voll Unrat und Schmutz. Kinder schrien, Weiber zankten. Die ganze Armeleuteluft quoll wie ein dicker, schwerer Brodem auf und legte sich bedrückend auf des Knaben Gemüt. Sein erster in Reichtum verbrachter Tag war für ihn weniger sorglos geworden, als die früheren Tage, wo er hungerig nach Eßbarem gescharrt.

Die ganze Nacht vermochte er nicht zu schlafen. Wilde Träume schreckten ihn. Er sah den Schatten des Mannes hinter sich herkommen, immer größer werden und ihm mit unheimlichen Riesenarmen drohen, indessen er die Hände furchtsam um den Geldbeutel geframpft hatte. In Schweiß gebadet, wachte er erst spät am Morgen auf, so dass er nicht rechtzeitig zur Schule kam. Er fühlte sich matt und franz. Was war denn das? Konnte er nicht froh sein, so viel Geld zu besitzen.

„Dieb!“ raunte es in ihm. „Gib das Geld zurück. Dann wird dir wieder wohl.“

Er rang mit sich, er sträubte sich gegen dieses Gefühl der Reue, diese Gewissensnot. Warum freute ihn das Geld nicht? Niemand wußte ja, woher er es besaß. Die Dual nahm zu. Sie verdarb ihm den ganzen Tag. Sie vereitelte ihm seine sonstigen kindlichen Freuden mit seinen Kameraden. Er verspürte Kopfschmerzen, Unlust zu allem. Er verstand sich selber nicht mehr.

Wie er an den Kaufläden vorbeikam, lockten sie ihn nicht. Er fürchtete sich vielmehr, hineinzugehen. Mit jeder Stunde wuchs diese unheimliche Angst, welche er früher nicht bekannt, in ihm. Nun erinnerte er sich, dass er im Geldbeutel eine Karte mit dem Namen des Besitzers gefunden hatte: Kaufmann Rudolf Schulze, Promenadenplatz 6.

Das war ein feines Viertel! Alles elegante Villen in großen Gärten. Der Mann vermisste gewiß sein Geld nicht einmal. Aber nun klang es schon wieder in ihm. Es war direkt schrecklich. Ja, Fritz hätte davonlaufen mögen. Fort, nur irgendwohin, wo er diese Stimme nicht hörte. Er begann wirklich zu rennen, aber die Stimme klang gleichwohl, jetzt wie hohnlachend, wie mahnend, wie strafend. Schließlich hielt er es nicht

mehr aus. Mechanisch, automatisch fast, lenkte er seine Schritte dem Promenadenplatz zu. Die Sonne schien. In den hohen Bäumen der Gärten sangen die Vögel. Die Leute, die hier wohnen konnten, hatten es schön. Sie wußten wohl nicht, was Hunger war, wie weh er tun konnte. Autos flogen vorüber. Herren und Damen

„Ich habe diesem Herrn etwas abzugeben,“ stotterte er, Tränen in den Augen.

In diesem Augenblick kam ein dicker Herr durch den Haustür auf ihn zu. Sogleich erkannte Fritz in ihm den betrunkenen Mann von der Gosse. Heute war sein Gesicht blaß. Als er den zerlumpten Jungen vor sich sah und einen



Max Buri: Beim Kartoffelschälen.
Eigentum der Zürcher Kunstgesellschaft.

zu Pferd ritten an Fritz vorbei. Dieser lief und lief.

„Rudolf Schulze, Kaufmann“. Da stand es groß und deutlich auf einem blitzblank gepuderten Metallschild. Einige Stufen führten zum Eingang, der links und rechts von Marmorsäulen getragen war.

Mit schlotternden Knieen stieg Fritz die Stufen empor, klingelte und gab der weißbeschürzten ihm öffnenden Rose die nun zerknüllte Karte ab.

Blick auf die Karte geworfen hatte, dämmerte in ihm der ganze Zusammenhang auf. Er nahm ihn in sein Kontor mit, setzte ihn wohlwollend auf einen der feinen, lederbezogenen Stühle und ließ sich erzählen. Da ist nun Fritz auch zutraulich geworden. Auf ergiebigste Weise erzählte er, wie er oft Hunger habe und nach Erbaren in der Gosse suche. Er berichtete von jenem Abend, als er den Herrn getroffen, von der großen Versuchung, der er nicht habe wider-

stehen können. Doch hier sei das Geld. Es fehlten jedoch vier Franken fünfzig, die er durch irgend eine Arbeit abverdienen wolle, falls ihn der Herr nicht einsperren lasse.

Die ganze Zeit hindurch hatte Kaufmann Schulze geschwiegen. Nun sah er ihn wohlwollend an, klopfte ihm auf die Schulter und sagte:

„Brav gemacht, mein Junge. Das Gewissen ließ dir keine Ruhe. Nun aber wirst du wieder froh sein, nicht?“

Dann nahm er das nun schmutzige Portemonnaie in Empfang, sah flüchtig hinein, merkte, daß der Bube wohl die Wahrheit gesagt und reichte ihm dann einen blanken Zwanziger: „als Kinderlohn“ und weil du nun doch das

Schwere auf dich genommen und bekannt hast.“

Verwirrt blickte Fritz auf das Goldstück. Wie es funkelte! Aber es brannte diesmal gar kein bisschen, es war im Gegenteil lieb anzufühlen, und schimmerte wunderbar.

Fritz erhob sich, dankte, stammelte etwas vor sich hin und schon war er auf und davon, froh wie noch nie in seinem Leben, von einem Drucke befreit, glücklich über das, was er getan.

Einige Tage später besuchte der Kaufmann seine Eltern in der Fleischergasse. Und als Fritz aus der Schule entlassen war, nahm ihn der Kaufmann bei sich in die Lehre, da er sich sagte, daß er wohl Zeit seines Lebens davor gefeit sein werde, sich an fremdem Gute zu vergreifen.

Wünsche.

Einmal frei vom eig'nen Wesen
alles Irdsche überwinden,
einmal jubelnd lichtwärts finden!
Nur im Licht kann ich genesen.

Einmal all die engen Schranken,
die mich hemmen hier im Leben,
froh und kühnlich überschweben
in das Reich der Gottgedanken!

Ist der Wunsch denn zu vermeessen?
Nein, ein Ahnen ist's tief innen,
daß wir einst zurückgewinnen,
was wir doch von je besessen.

Margarete Schubert.

Die Schönenwerder Schuhindustrie.

Bon Dr. E. Briner.

Wenn man mit der Bahn von Aarau nach Olten fährt und vom Wagenfenster aus die freundliche Gegend des Solothurner Niederamtes betrachtet, so wird man an Schönenwerd nicht unachtsam vorbeifahren. Die Gebäulichkeiten der Bally-Schuhfabriken umgeben den kleinen Bahnhof von allen Seiten, und dieser erscheint fast als zu bescheiden für den Riesenverkehr von Menschen und Gütern, dem er dient. Wenn man einmal zugesehen hat, wie abends um sechs Uhr Tausende von Menschen in froher Feierabendstimmung von allen Seiten herbeiströmen, in der Umgebung des Bahnhofs sich mit den nach verschiedenen Seiten auseinandergehenden Scharen kreuzen und längs des Bahngleises warten, bis von beiden Seiten die langen Arbeiterzüge mit ihren alten, kleinsenstrigen Wagen eingefahren sind, die eine große Zahl Werkleute an ihren Wohnort zurückbringen, dann weiß man,

was für ein reges, frisch pulsierendes Leben die Schuhindustrie dem Dorfe Schönenwerd und der ganzen Gegend gebracht hat. Und wenn man bedenkt, daß einerseits jedes Jahr die Häute von rund zwei Millionen Tieren (Groß- und Kleinvieh), die meist aus dem Auslande bezogen werden müssen, den Bally-Fabriken zugeführt werden, und daß anderseits jedes Jahr über drei Millionen Paar Schuhe der verschiedensten Arten Schönenwerd verlassen, um wiederum in alle Weltteile ausgeführt zu werden, so kann man ermessen, welchen Kernpunkt industriellen Lebens dieses Dorf heute darstellt.

Auf der Bergseite erhebt sich in unmittelbarer Nähe des Bahnhofs eine Gruppe von hohen Fabrikgebäuden. Zunächst dem Bahnhof steht das große Lagerhaus, in welchem die ankommenden Materialien nachgemessen, geprüft und sortiert werden. Die Gebäude, in denen sich die Säle